



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kemmer, Ludwig: Ein saigner à blanc und seine Verhütung durch die
landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein saigner à blanc und seine Verhütung durch die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten

Von Ludwig Kemmer

1



Als das Winterweiß am Himmel in warmes Blau und auf der Erde in Gelb und Braun geschmolzen war und die Erde weich wurde, klang in der Nähe der kleinen schwäbischen Stadt, in der ich wohne, ein Spaten an einen Schildbuckel — junges Eisen und altes grüßten sich über die Aflust der Jahrhunderte. Der Schildbuckel lag schon lange dort, sechzig Zentimeter tief im Akerboden, der Schild, den er geschmückt und gefestigt hatte, war vermodert, und von dem, den der Schild im Leben und im Tode gedeckt hatte, war nichts mehr übrig als ein stattliches Skelett. Der Kampf um neues Land oder die Verteidigung der ererbten Scholle — Flurbereinigungsarbeiten — hatten, nach dem Loch im Schädel zu schließen, den germanischen Krieger unter die Erde gebracht, Flurbereinigungsarbeiten, bei denen nur der Spaten, nicht das Schwert geführt wurde, brachten ihn wieder zutage. Der Konservator des städtischen Museums, der in seinem Institut unermüdlich Bilder aus der deutschen Vergangenheit, leis, aber eindringlich sprechende Stilleben stellt, ließ den Toten aus seinem Grabe heben, und die Einherierreliquien gingen den Weg, den der Kämpfer vor 1300 Jahren gegangen war, zurück: vom schläfernden Dunkel zum weckenden Licht. Im Museum trat auch ich an die Bahre des Zurückgekehrten. Lang liegt er da, fahl in fahler Erde, den Langschädel zur Seite geneigt, das Schwert im rechten Arm, ein Wurfmesser an der linken Seite, einen Holzkamm in einem flachen Futteral zu seinen Füßen. Es war wohl ein Suebe, nun grüßt seine Gebeine ein schmaler Streifen der bleichen Frühlingssonne des Landes, das den Namen seines Stammes behalten hat. Der Kamm diente ihm dazu, den kriegerischen Schmuck seines Hauptes, den roten oder blonden, hoch aufgebundenen Haarschopf zu ordnen. Er trug das Haupt hoch unter seinen ragenden Stammesgenossen. Das Schwert an seiner Rechten ist 88 Zentimeter lang und zweischneidig, eine Spatha. Eine solche Waffe trug kein gemeiner Mann, sie verbürgt den Kriegeradel ihres Trägers. War es nicht Balmung, Miming, Welsing, Rose gleich, eine

Sichel der Hilde war es gewiß. An der einen Langwand nickten von Tschakos und Helmen Feder- und Haarbüschel, schwarz und weiß, auch rot wie Sueben- schöpfe. Darüber Bilder von Kämpfen, in denen nicht mehr Spatha an Spatha, sondern Pallasch an Pallasch klang: von den Schlachten bei Elchingen und bei Austerlitz und vom Rückzug der Großen Armee. Am Fußende der Bahre steht das Koller eines preussischen Kürassiers vom siebenten, von Bismarcks Regiment, verblichenes Gelb auf verwettertem Weiß, zu Häupten des Skeletts ein schwerer Kürassiersattel mit den gleichen Farben auf den Packtaschen. Der Sonnenstrahl verläßt das Skelett und wandert über die matten und brünierten Läufe ehrlicher Zündnadel-, Chassepot-, Werder- und Mausergewehre, in deren Kreis sich eine unreine Waffe, ein Stutzen des bayrischen Hiesels geschlichen hat, zu den Degen- und Säbelrosetten an der andern Langwand. Die blitzen auf. Am hellsten ein Pappenheimerdegen und ein preussischer Pallasch. So grüßt auch hier junges Eisen das alte. Und späte Trophäen stehn in feierlicher Leichenparade um die schlichte Tannenholz- mulde, die die Reste des Germanen birgt.

Ist es die von kräftiger Nahrung zeugende Kraft, die aus dem Nacken- skelett spricht, oder ist es die Ähnlichkeit, die diese in die Ackererde gebetteten Gebeine trotz ihrer Stärke mit niedergetretenen Halmen haben — ich muß auf einmal an das Hasermus denken, an Hebel's schwäbisches Hasermus:

's Haber-Mues wär fertig, iez chömmet, ihr Chinder, und esset!
 Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Nchtig,
 aß ich nit am ruehige Tüpfli 's Ermeli schwarz wird.

Der Suebe hat sicher Habermus gegessen, seinen späten Enkeln ist diese Speise fremd geworden. Von meinen neunundzwanzig schwäbischen Untersekundanern kennen sie nur fünf, und keiner liebt sie. Ich selbst habe das Mus in einer schwäbischen Gefindestube in der Heimat meiner lieben verstorbenen Frau kennen gelernt, als es noch ganz schwarzes Brot gab. Seitdem sind fünfzehn Jahre vergangen, das Brot ist auf dem Vande immer weißer geworden, und das Habermus ist fast vergessen. Als ich in diesem Winter Hebel's Gedicht und Schwinds Zeichnung dazu wieder sah, verlangte es mich nach einer eßbaren Illustration des Gedichts und des Bildes, und meine Haushälterin ging aus, Habermusmehl zu kaufen. Bei Bauern, Bäckern und Melbern bekam sie es nicht, die Leute wußten zum Teil gar nichts davon, nur wenige erinnerten sich, daß man ein solches Mus mit Schmalz übergossen und mit Ochsenaugen, gebacknen Giern, garniert den Schnittern aufs Feld gebracht habe. Nun ging sie unverdroffen von einer Mühle zur andern. In der Spitalmühle bekam sie das Mehl, eigentlich ist es ein Grieß mit Kleie, nicht, auch in der Hasen- mühle nicht, in der Obern Mühle fand sie endlich das Gesuchte. Man wunderte sich über ihren Wunsch: Das haben ja nur Bauern gegessen, und die essen es jetzt auch nicht mehr!

Das ist leider wahr. Die Bauern essen und trinken vieles nicht mehr, was ihre Väter noch aßen und tranken, aber ein Fortschritt ist dieser Nahrungswechsel nicht.

Als die treue Seele von ihrer mühevollen Odyssee mit einem Säckchen voll Habergrieß triumphierend heimkehrte, mußte ich an den weiten Weg denken, den der Haber vom Felde bis zur Küche zurückzulegen hatte.

Voll mehligi Chörner

het er gschwankt und gseit: „Sez ischs mer asange verleidet,
und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do
zwische de Stupfel-Rüben und zwische de Grumbire-Stude?“
Druf ischs Breni usen und 's Eferfinli und 's Plunni,
's het si scho a d' Finger gfreze z' morgen und z' obe;
endli isch er cho, und in der staubige Schüre
hen sie'n bröschd vo früeh um zwey bis z' oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d' Mühl
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle, ...

Aber nun erhob sich eine neue Not, als das Mus zum Abendessen probiert werden sollte. Das Rezept gab mir ja Hebel:

und mit feister Milch vom junge fleckige Chüehli
hetten 's Mütterli g'chocht im Tüpfli —,

Zucker und Butter daran zu tun verstand ich selbst, aber woher die feiste Milch nehmen? Der tägliche Vorrat war verbraucht, und so einfach, wie sich der Großstädter den Milchbezug auf dem Lande vorstellt, ist die Sache nicht. Zwei Ställe liegen meiner Wohnung gegenüber, aus dem einen beziehe ich mit andern Subskribenten meinen Milchvorrat. Über dieses Maß hinaus noch einen Tropfen zu bekommen ist trotz dem guten Willen der Nachbarn schwer. Die Leute behalten nur das Nötigste an Milch im Haus, den ganzen übrigen Ertrag liefern sie in die Molkerei, und täglich sehe ich in den Abendstunden die Nachbarschweizer mit den fahrbaren Milchkufen um die Ecke des Gymnasiums verschwinden, das sich hinter den beiden Ställen erhebt. Also galt es nun wieder einen halben Liter Milch zu suchen, irgendeinen, irgendwo, und willig trat meine Haushälterin die neue Wanderung an, von Nachbar zu Nachbar, von Stall zu Stall, von Bekannten zu Fremden, von Phäaken zu Ryklopen, und brachte schließlich aus der Molkerei ein Quart Magermilch nach Hause, den magern, blauen Rest aus einer Kanne. Sie konnte nun Hebels Rezept, das feiste Milch vorschreibt, nicht anwenden, dennoch hat das mühsam erworbne Mus ihr und mir gemundet. In mir war aber seitdem eine Sorge wach. Ich will es gern gestehn, sie war anfangs mit Futterneid gemischt. Am Bahnhof sah ich Milchkannen ausladen. Sollte es denn in dem Städtchen Milchhandlungen geben, die mir bis jetzt unbekannt geblieben sind? Die Kannen hatten alle eine Adresse: die Molkerei. Jeden Morgen fährt an meiner Wohnung ein Wagen vorbei, schwer mit Milchkannen beladen. Als

ich mich wunderte, daß dieser Milchstrom so spurlos versickern könne, belehrte mich meine Haushälterin, daß das der Sammelwagen einer Molkerei sei, der den Milchertrag der kleinen Ställe in der Umgegend abhole. So wird durch die Sammelwagen der Molkereien die Gegend entmilcht. Meine Haushälterin, ein Kind der Gegend, hat die Entmilchung des Landes selbst beobachtet. Ich wußte schon durch die Arbeiten des bayerischen Generalstabsarztes Dr. von Vogl, daß sich mitten durch Bayern ein Gebiet höchster Kindersterblichkeit zieht, daß dieses Zentralgebiet von der Donau so durchquert wird, daß der größere Teil südlich, der kleinere nördlich davon liegt, daß Ulm die Westgrenze dieses Gebietes markiert, daß ich also in der Zone höchster Kindersterblichkeit wohne. Als ich im Jahre 1905 in München in Vogls Schrift über die wehrfähige Jugend Bayerns den Satz las: „Am Lande wird nicht gestillt oder wenig, und die Kuhmilch wird dem Lande durch Export in die Stadt gänzlich entzogen“, machte nur der erste Teil des Satzes auf mich Eindruck. Inzwischen habe ich die Verhältnisse auch durch die Schriften des Bezirksarztes Dr. Graßl in Lindau kennen gelernt und freue mich, daß auch er wie Vogl den Grund der Abneigung der altbayerischen und schwäbischen Frauen gegen das Stillen nicht nur in der Unwissenheit und in der Nachlässigkeit sieht, sondern auch auf die schwere Arbeitslast hinweist, die gerade in Bayern auf den Schultern der Frauen ruht: „Wenn die Amtsärzte von Weilngries und Parsberg schreiben, daß die Bäuerinnen bis zu dem Augenblick, wo ihre schwere Stunde kommt, schwer auf dem Felde arbeiten müssen und alsbald darauf wieder beginnen müssen, um dem kärglichen Boden den nötigen Unterhalt abzugewinnen, so läßt man den Stein, den man gegen sie erhoben hat, beschämt wieder fallen.“ Das Bild ist trüb genug, aber ich rechnete, bis ich die Milchnot selbst kennen lernte, immer damit, daß die Kinder, wenn ihnen auch die Muttermilch fehle, doch den besten, nur in den ersten Lebensmonaten nicht genügenden Ersatz für die Muttermilch und weiterhin die beste Jugendnahrung in der Kuhmilch hätten. Als ich, durch die Milchströme, die ich täglich in die Molkereien rinnen sah, und durch meine eigne Milchnot nachdenklich gemacht, meine Haushälterin fragte, wie denn unter diesen Verhältnissen in ihrer Heimat die kleinen Kinder ernährt und nach den ersten Lebensmonaten weiter gestillt würden, erhielt ich einen erschreckenden Aufschluß: die Milch spielt die geringste Rolle in der Ernährung dieser Kinder, der kleine Magen und der kleine Mund werden durch einen Mohnkapselabsud, den man Klepper-tee nennt, still gemacht. Milcharm leben die Kinder, die diese Aufzucht ertragen, weiter, milcharm leben auch die Erwachsenen. Kaffee, Bier, Schnaps sind an die Stelle der feinsten Milch getreten, die früher diese Schwaben nährte. Eine der Molkereien aber, die dem Landvolke soviel Nahrung entziehen, mußte zweihundert Schweine einstellen, um die durch Zentrifugen ganz entfetteten Milchreste ihres Betriebs zu verwerten. Nun wußte ich, daß die Milchausnützung auf den Volkskörper wirkt wie jenes saigner à blanc, daß nach

Bismarcks Wort der Sieger in einem künftigen deutschfranzösischen Kriege gegen den Besiegten anwenden muß, um seine Existenz zu sichern.

Wie deutlich die sorgenvolle Frage nach der Zukunft unsrer Wehrkraft von hellhörigen Menschen vernommen wird, wie sehr sie die Gemüter beschäftigt, beweist eine Sendung, die mir in diesen Tagen von einem Münchner Kriminalwachmeister zuing. Als ich vor einigen Jahren in München die Pornographie, wohl eine der schwersten Gefahren, die unsre Wehrkraft in den Städten bedrohen, zu bekämpfen anfang, arbeitete ich mit dem Manne, der der Zensurbehörde zugeteilt war, zusammen und lernte seine tüchtige Art, die er auch im Heere, als Feldwebel, bewährt hatte, schätzen. Dieser Mann schickte mir mit dem lakonischen Zusatz: „Stimmt“ folgenden Ausschnitt aus den Münchner Neuesten Nachrichten: „Weimar, 23. Januar. Auch in Sachsen-Weimar beunruhigt man sich über eine gewisse Unterernährung der Landbevölkerung, worüber man sich am Montag in der Sitzung des Ausschusses für den ersten Verwaltungsbezirk aussprach. Veranlassung, an diese Sache heranzugehen, war der Umstand, daß seit einigen Jahren die Molkereien, die im Hintergrunde gewöhnlich Genossenschaften haben, wie Pilze aus der Erde schießen. Es gibt im ganzen Bezirke fast keinen Ort mehr, der nicht seine Molkerei hat, in welche die kleinen und großen Landwirte, selbst die kleinsten, die nur eine oder zwei Kühe im Stalle haben, ihre Milch liefern. Die Sache ist natürlich sehr bequem, man braucht wenig Leute zum Betrieb der Milchwirtschaft und verdient an der sicher umgesetzten Milch rasch und ebenso sicher ein hübsches Stück Geld. Hierbei wird aber folgendes übersehen: der Landwirt, dem früher die durch seinen Fleiß erzeugten Landesprodukte in erster Linie und zum großen Teil selbst zugute kamen, ihm und seinen Knechten und Mägden, trinkt heute nur selten Milch und ißt noch seltener Butter, da er keine hat; er verkauft ja jedes Tröpfchen Milch in die Molkerei. Gab es früher zum Frühstück eine gesunde Milchsuppe, so gibt es heute »Kaffeebrühe«, wie sich ein Mitglied des Bezirksausschusses drastisch ausdrückte. Die Folgen dieser verkehrten Wirtschaftspolitik zeigen sich allenthalben da, wo man zu extrem die Molkereien in den Vordergrund schiebt, z. B. in Hannover, das bekanntlich die meisten Molkereien besitzt. Hier hat sich bereits ein Sinken der Militärtauglichkeitsziffer sichtbar gezeigt. Bei uns werden sich die Folgen vielleicht auch noch zeigen. Man ist deshalb gekommen, es zu verhindern, daß mehr Molkereien entstehen, als dem Landesinteresse dienlich sind. Bis zur nächsten Bezirksausschusssitzung soll Material gesammelt und dann weiter über die Sache gesprochen werden.“ Die Notiz war mir seinerzeit entgangen, ich war dem Wachmeister dankbar für die Zusendung und den einsilbigen, aber von Teilnahme und Verständnis zeugenden Zusatz. Ich fragte ihn, wie er auf die Unterernährung des Landvolkes aufmerksam geworden sei. Er schrieb mir folgendes: „Als ich nach einer Reihe von Jahren im vorigen Sommer wieder einmal einen Besuch in meinem Geburtsdorfe in der Oberpfalz machte, fiel mir

vor allem auf, daß Kinder und junge Leute nicht die ihrem Alter entsprechende Größe haben, sondern meist klein sind, kleiner teilweise als Stadtkinder. Die Ursache dürfte wohl darin zu suchen sein, daß die meisten Bauern keine Milch mehr im Hause haben. Ein spekulativer Kopf (anderswo sind es Genossenschaften) hat eine Molkerei eröffnet. Die meisten Bauern liefern ihre ganze Milch, den Liter zu siebeneinhalb Pfennig, dorthin. Die ausgezogene Milch erhalten sie wieder zurück. Dadurch erhält selbst ein kleiner Anwesenbesitzer oft bis zu fünfzig Mark im Monat. Will er Butter, so muß er sich das Pfund zu 1,10 Mark kaufen. Dies geschieht natürlich selten. Ein Bekannter von mir, ein Mittelfranke, sagte, bei ihm zu Hause sei es gerade so, dort kaufen sich die Bauern Palmin usw. Der Bauer hat Geld und geht ins Wirtshaus. Daß er schlecht lebt, will ich nicht sagen. Aber für die Kinder ist kein Ersatz für die Milch da. Oft bemerkte ich, daß kleine Kinder, selbst solche, die noch nicht einmal zur Schule gehn, täglich Bier und Kaffee trinken. Solange ich zur Schule ging, habe ich täglich früh und abends Milch oder Brotsuppe erhalten. Bier nie."

Die entfetteten Milchreste, die der Milchverkäufer von jener oberpfälzischen Molkerei zurückerhält, sind nur als Schweine- und Geflügelfutter verwendbar. Immerhin steigern sie den Gewinn. Anderwärts verwenden die Molkereien diese Milchreste selbst zur Schweinefütterung, oder sie verkaufen den Liter davon für drei Pfennig.

Praktische und theoretische Milchwirte, die mit aller Kraft die Rente der Milchwirtschaft zu erhöhen und damit den Bestand so manches Bauernguts zu sichern suchen, werden über den Gymnasialprofessor lächeln, der hier auf seine dürftige Erfahrung und auf die Aussagen seiner Haushälterin und eines Kriminalwachtmeisters gestützt eine Anklage gegen die moderne Ausnützung des Milchertrags erhebt. Ich verstehe von der Bewirtschaftung eines Gutes, von Rentenerhöhung, von Milch- und Land- und Geldwirtschaft gar nichts und bin ganz zufrieden, daß mir die Ehrlichkeit meiner Haushälterin die Sorge für mein Haus und andre Sorgen erleichtert. Sachkenntnis erhellt also meinen Blick nicht, aber ich habe vielleicht doch das eine vor vielen Land- und Milchwirten voraus, daß mir auch kein materielles Interesse den Blick trübt. Und sicher wird mir auch mancher Landwirt zugestehn, daß ich früher als er mit meinem Laienblick erkannt habe, wie die Landwirtschaft, ängstlich bemüht, die Scylla der Leutenot zu vermeiden, in die Charybdis der Unterernährung des Landvolks gerät. Aus dieser Unterernährung droht eine nationale Leutenot zu erwachsen, die die Zukunft des ganzen Volkes gefährden würde. Dennoch hätte ich als Laie nicht gewagt, in dieser Sache zu sprechen, wenn ich nicht im siebenten Heft des Organs des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege Angaben über die Folgen der Entmilchung des platten Landes gelesen hätte, die aus der Feder eines sachkundigen Gelehrten stammen, auf Forschungen von Ärzten und Nationalökonomien beruhen und meine eignen

Erfahrungen und Befürchtungen bestätigen und übertreffen. Ich schöpfe aus dieser Quelle, die nicht nur lauter, sondern auch reich ist, folgende Angaben zur Beleuchtung der Lage. Der Verfasser stellt nach Dr. W. Beukemanns Mitteilungen fest, daß seit 1890 der Milchverbrauch der Städte von 2870 Millionen Liter im Jahre auf 5130 Millionen Liter im Jahre 1900 gestiegen ist und in demselben Maße weiter wächst, daß jedoch die Zahl der Milchkühe in diesem Jahrzehnt nur von 8700000 auf 9300000 gestiegen ist. Der Milchverbrauch eines Städters ist von 1896 bis 1903 von 93 Liter auf 115 Liter im Jahre gestiegen, der eines Bauern ist von 1890 bis 1900 von 115 Liter auf weniger als 58 Liter gesunken. Durch die gesamte Milchproduktion von 19000 Millionen Liter im Jahre wird ein Erlös von 1700 Millionen Mark erzielt. Eine Riesenrente! Aber meine Laiensorge, daß es, vom Standpunkte des Volkswohls betrachtet, zum größten Teil eine Trugrente ist, wird durch die volkswirtschaftlichen Daten, die Dr. Kaup an diese Zahlen reiht, bestätigt.



Von Welt- und andern Ausstellungen



ie Reklame gehört zu den weniger schönen Erscheinungen des heutigen Wirtschaftslebens. Aber alle Entrüstungsschreie der ehrlichen Männer, der Menschen von gutem Geschmack und der Ästheten können sie nicht beseitigen, denn sie ist keineswegs bloß ein Auswuchs, sondern ein wesentlicher Bestandteil unsrer Produktionsordnung. Um sie loszuwerden, müßten wir entweder zur Hauswirtschaft zurückkehren, in der die Mitglieder jedes Haushalts alles, was sie brauchen, selbst erzeugen, oder zum Kommunistenstaat fortschreiten, in dem eine Obrigkeit bestimmte, was und wieviel ein jeder gebrauchen und verbrauchen darf und soll, dieses bestimmte Quantum von Verbrauchs- und Gebrauchsgütern auf Staatsäckern, in Staatsbergwerken und Staatswerkstätten herstellen und durch seine Beamten verteilen ließe. Solange wir aber das Privateigentum an den Produktionsmitteln und die freie Produktion haben, solange die überwiegende Menge der Güter als Ware hergestellt wird — für unbekannte, zufällige, meist vom Produktionsorte entfernt wohnende Abnehmer teils geerntet oder gegraben oder fabriziert wird, solange Geldkapitalien aufgehäuft werden, die nur durch Produktion verwertet werden können, darum bei fortschreitender Produktivität der Arbeit versuchen müssen, neue Bedürfnisse zu wecken, da die alten mit immer weniger Arbeit und Kapital befriedigt werden, so lange sind Veranstaltungen nicht zu entbehren, die Produzenten und Konsumenten zusammenzubringen, die diesen anzeigen, wo sie finden, was sie wünschen oder brauchen, die die Kauflust erregen und Käufer anziehen.